DEZEMBER 2017 | JANUAR 2018

LITERATUR SPIEGEL

EIN JAHR IN BÜCHERN: DEBÜTS, ERFOLGE, ENTDECKUNGEN

+ Mariana Lekys **Überraschungsbestseller** *Was man von hier aus sehen kann* **S. 3**

+ Rétif de la Bretonne **schreibt eine französische Sittengeschichte** *Monsieur Nicolas oder Das enthüllte Menschenherz* **S. 9**

Applaus, Applaus, Applaus!

Wenn das Leben zur Inszenierung wird, aber die Gemeinschaft zerfällt: Der Soziologe *Andreas Reckwitz* beschreibt *Die Gesellschaft der Singularitäten*.

Von Tobias Becker

Nach der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008 galt die Gier als Hauptlaster der Gegenwart, angeklagt in Leitartikeln und Essays, Romanen und Theaterstücken. Zu den wenigen, die sich darüber wunderten, gehörte der Regisseur René Pollesch. „Ich kenne niemanden, der gierig ist“, sagte er einmal. „Die sind alle kreativ.“ Ein Bonmot, in dem eine Ahnung dafür anklang, dass nicht etwa der Banker die Leitfigur der Gegenwart ist, der zockende Investor. Sondern der Künstler. Und dass das nicht unbedingt eine gute Nachricht für die Gegenwart ist.

Der Kultursoziologe Andreas Reckwitz legt nun ein Großwerk vor, eine Theorie der Spätmoderne, die diese Ahnung bestätigt. „Die Gesellschaft der Singularitäten“, so der Titel, ist ein Generalschlüssel zum Verständnis der Gegenwart.

Von der Romantik bis zur Hippiebewegung waren die Idee der Kreativität und jene der Selbstverwirklichung auf Subkulturen beschränkt, eine Emanzipationshoffnung, die den repressiv scheinenden Rationalismus der Erwerbsarbeit überwinden sollte. Das Modell des Künstlers als Gegenmodell zum berufstätigen Bürger. In der Gesellschaft der Singularitäten hingegen, schreibt Reckwitz, soll jeder kreativ sein und sich selbst verwirklichen, frei nach Joseph Beuys’ Diktum: „Jeder Mensch ist ein Künstler.“ Und wenn es dafür nicht reicht, wenigstens ein Kurator.

Die Gesellschaft der Singularitäten feiert das Einzigartige und Außergewöhnliche. Sie feiert die Angehörigen der kreativen Klasse, der „neuen Mittelklasse“, wie Reckwitz sie nennt. Menschen mit kuratierter Biografie, die herabschauen auf die Bürger nach DIN-Norm.

Die Angehörigen der neuen Mittelklasse bedienen sich aus einem riesigen Fundus,

DIE BELLETRISTIK-BESTSELLER 2017

Das Fachmagazin „buchreport“ hat für diese Ausgabe des LITERATUR SPIEGEL die Liste der bestverkauften Bücher in diesem Jahr (von Januar bis November) ermittelt.

1 Naturschutz-Literatur: *Die Geschichte der Bienen* **erzählt auch davon, wie im Jahr 2098 die Apfelbäume von den Menschen per Hand bestäubt werden, weil die Bienen ausgestorben sind.** Maja Lundes **Jahresbestseller sollte mit Blumensamen und Stoppt-Pestizide-Aufkleber ausgeliefert werden.**

2 Neapel: *Meine geniale Freundin* **– Elena und Lila sind in aufrichtiger Hassliebe verbunden. Armut, die Mafia und die Frage: Was bedeutet Bildung? Der erste Band von** Elena Ferrantes **Erfolgstetralogie steht schon im zweiten Jahr auf dieser Liste.**

3 Nominiert als Jugendwort des Jahres war 2017 der Begriff Selfiecide – Menschen, die beim Knipsen eines Selfies **versterben.** *Jussi Adler-Ohlsen* **hat aus diesem Phänomen einen ganzen Roman gemacht.**

4 Der US-Amerikaner Dan Brown **schickt zum fünften Mal den Symbologen Robert Langdon auf Schnitzeljagd.** *Origin* **führt ihn ins Guggenheim-Museum in Bilbao.**

um sich das Leben auszustatten: in ferner Zeit und fernen Ländern, Hauptsache, originell. Sie mögen keine Massenprodukte, keine profanen Güter, sondern sogenannte authentische Güter aus kleinen Manufakturen. Güter mit einer „Aura“, wie Walter Benjamin formuliert hätte. Güter, die eine Geschichte erzählen oder einen ethischen Wert repräsentieren. Die ihnen helfen, ihrem Leben einen Sinn zu verleihen – und ihnen selbst eine Identität.

Sie wollen nicht Touristen sein, sondern Reisende, buchen kein Zimmer im Ibis-Hotel, sondern eine Privatwohnung via AirBnB, keinen Pauschalurlaub am Mittelmeer, sondern eine Studienreise durch Myanmar. Sie bestellen kein Esszimmer im Möbelhaus, sondern platzieren sechs verschiedenartige Designerstühle wie Ausstellungsstücke um einen geerbten Holztisch. Sie fahren ein Stahlrahmenrennrad aus den Siebzigern. Sie trinken Craft-Beer, gern in Bioqualität. Und sie fachsimpeln über all diese Konsumentscheidungen in einem Gestus, in dem früher höchstens Weinkenner über die Terroirs ihrer Lieblingstropfen gesprochen haben.

Der Angehörige der neuen Mittelklasse lebt sein Leben nicht, er führt es auf. Ein Schauspieler seiner selbst. So wie der Schauspieler ohne Applaus unglücklich ist, selbst wenn die Gage stimmt, so ist auch ihm Anerkennung die wichtigste Währung. Denn die Gesellschaft der Singularitäten ist eine Gesellschaft der Distinktion, der ganz und gar nicht feinen Unterschiede. Eine Rezensionsgesellschaft, deren Mitglieder sich permanent gegenseitig das Leben rezensieren, sich auf- oder abwerten.

Sie unterscheidet sich fundamental von der Gesellschaft der Fünfziger bis Achtziger, für die der Soziologe Helmut Schelsky den Begriff der „Nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ geprägt hat: Fast alle folgten dem Modell einer linearen Normalbiografie und strebten einen ähnlichen Lebensstil an. Sie wählten SPD oder CDU, gingen sonntags in die Kirche, evangelisch oder katholisch, hatten ein oder zwei Kinder, natürlich mit ihrem Ehepartner. Sie machten Pauschalurlaub in Italien oder Spanien, fuhren einen 3er BMW oder einen VW Golf, kurzum: Sie führten das gleiche Leben wie der Nachbar im Reihenhaus nebenan.

Die klassische Moderne, schreibt Reckwitz, sei eine „Generalisierungsmaschine“ gewesen, „ein Prozess der tiefgreifenden formalen Rationalisierung“, sowohl technisch als auch kognitiv. Die Industriegesellschaft standardisierte die Produktion und letztlich auch die Produzierenden. Sie sorgte dafür, dass sich die Menschen disziplinierten, ihre Affekte reduzierten.

Dass dies Vergangenheit ist, liegt an der Bildungsexplosion; rund ein Drittel der Deutschen sind heute Akademiker. Es liegt am Wertewandel nach 1968: von Pflichtbewusstsein und Affektkontrolle hin zu Selbstverwirklichung und expressivem Selbst. Und es liegt am ökonomischen Strukturwandel: Standardgüter haben an Bedeutung verloren, da der Markt im Grunde gesättigt ist. Güter müssen nicht mehr unbedingt technisch neu sein, aber kulturell. Sie müssen mit einem Wert jenseits von Funktionalität aufgeladen sein. Dieser ästhetische Kapitalismus verlangt nicht primär nach einer formalen Qualifikation, sondern nach einem besonderen Profil, er belohnt nicht Pflichterfüllung, sondern Begeisterungsfähigkeit und außergewöhnliche Performanz. „Aus dem Arbeitnehmer ist ein Mitarbeiter geworden.“

Die traditionellen Märkte der Industriegesellschaft waren relativ berechenbar: Neue Produkte waren technisch oft besser als die alten – und setzten sich durch. Die Märkte in der Wissens- und Kulturökonomie sind extrem unberechenbar. So wie Buchverlage nicht wirklich wissen, welches Buch am Ende ein Bestseller wird, so können immer mehr Firmen nur darauf spekulieren, mit welchem Produkt und welcher Produkterzählung sie Erfolg haben könnten. Die Fehlerquote ist enorm.

Illustrationen: Victor Bregante / kombinatrotweiss für LITERATUR SPIEGEL; Marcelina Amelia für LITERATUR SPIEGEL (S. 2); Dennis Eriksson / Agent Azur für LITERATUR SPIEGEL (S. 3)

Die neuen Märkte, schreibt Reckwitz, seien „Winner-take-all-Märkte“. Wenige Güter ziehen viel Sichtbarkeit auf sich, Arbeitseinsatz und Arbeitserfolg sind entkoppelt – eine „Superstar-Ökonomie“. Verantwortlich dafür sind unter anderem die Algorithmen von Facebook und Google. Wer bisher beachtet wurde, wird künftig noch mehr beachtet.

Den Begriff der Singularitäten bezieht Reckwitz nicht nur auf Menschen, sondern auch auf Güter und Städte, Ereignisse und Kollektive. Daraus resultiert eine umfassende Krise des Allgemeinen: eine Krise der großen Amtskirchen, der Volksparteien, der Leitmedien. Letztlich eine Krise der repräsentativen Demokratie.

Das Allgemeine ist immer auch das Verbindende – das ist das Heikle an dem Trend. Reckwitz beobachtet eine neue Polarisierung der Klassen, sowohl sozial als auch kulturell. Erstens: die neue Mittelklasse der urbanen, kosmopolitischen Akademiker. Sie gibt den Ton an. Zweitens: die alte, vergleichsweise sesshafte Mittelklasse der Handwerker, Facharbeiter und unstudierten Angestellten in der Provinz. Sie steht nicht mehr für Mitte und Maß, bestenfalls für Mittelmaß. Drittens: die neue Unterklasse. Anders als frühere Unterklassen ist sie nicht stolz auf die eigene, harte Arbeit. Sie hat kein positives Klassenbewusstsein.

Jede der drei Klassen umfasst laut Reckwitz etwa ein Drittel der Gesellschaft. Nun kann man sich natürlich fragen, wieso all die Vapianos und Starbucks und Subways, die hyperstandardisierten Systemgastronomiebetriebe also, in den vergangenen Jahren einen solchen Siegeszug angetreten haben, all die Shoppingcenter auch. Zielen sie nur auf die Unterklasse und die alte Mittelklasse? Wohl kaum. Eher ist es so, dass Reckwitz die Größe der neuen Mittelklasse etwas überschätzt. Ihr Einfluss hingegen ist nicht zu überschätzen. Die Polarisierung der Klassen zieht eine Polarisierung der Räume nach sich: boomende Metropolen hier, abgehängte Dörfer und Kleinstädte dort. Eng damit verknüpft ist eine Polarisierung der politischen Überzeugungen. Reckwitz liest den Rechtspopulismus und das ihm eigene Ressentiment gegen die Eliten als Reaktion auf die Gesellschaft der Singularitäten – und zeitgleich als eines ihrer Phänomene: Rechtspopulisten bekennen sich zu einer besonderen Gemeinschaft mit einer besonderen Kultur. Sie grenzen sich ab von fremden Kulturen, aber auch von der vermeintlich unauthentischen, gekünstelten, performten Patchworkkultur der Eliten, „wir sind das Volk“.

Zwei Verständnisse von Kultur sind im Widerstreit: die Hyperkultur, die hochdynamisch ist, weil die neue Mittelklasse sie sich immer wieder neu zusammensetzt aus einer Länder und Zeiten übergreifenden Pluralität kultureller Güter – skandinavisches Design, peruanische Küche, asiatische Achtsamkeitsreligion. Und der Kulturessenzialismus, der an Traditionen festhält und das eigene vom Fremden scheidet. Es ist ein Kampf der Kulturen, der nicht zwischen Gesellschaften tobt, so wie das dem Politikwissenschaftler Samuel Huntington vorschwebte, sondern inmitten der westlichen Gesellschaft. Ein neuer Klassenkampf.

Reckwitz ist als Soziologieprofessor selbst Mitglied der neuen Mittelklasse, die er beschreibt, und er zeigt sich den Anforderungen der Gesellschaft der Singularitäten bestens gewachsen: Ihm ist ein besonderes Buch gelungen, ein origineller Zugriff auf unsere Gegenwart.

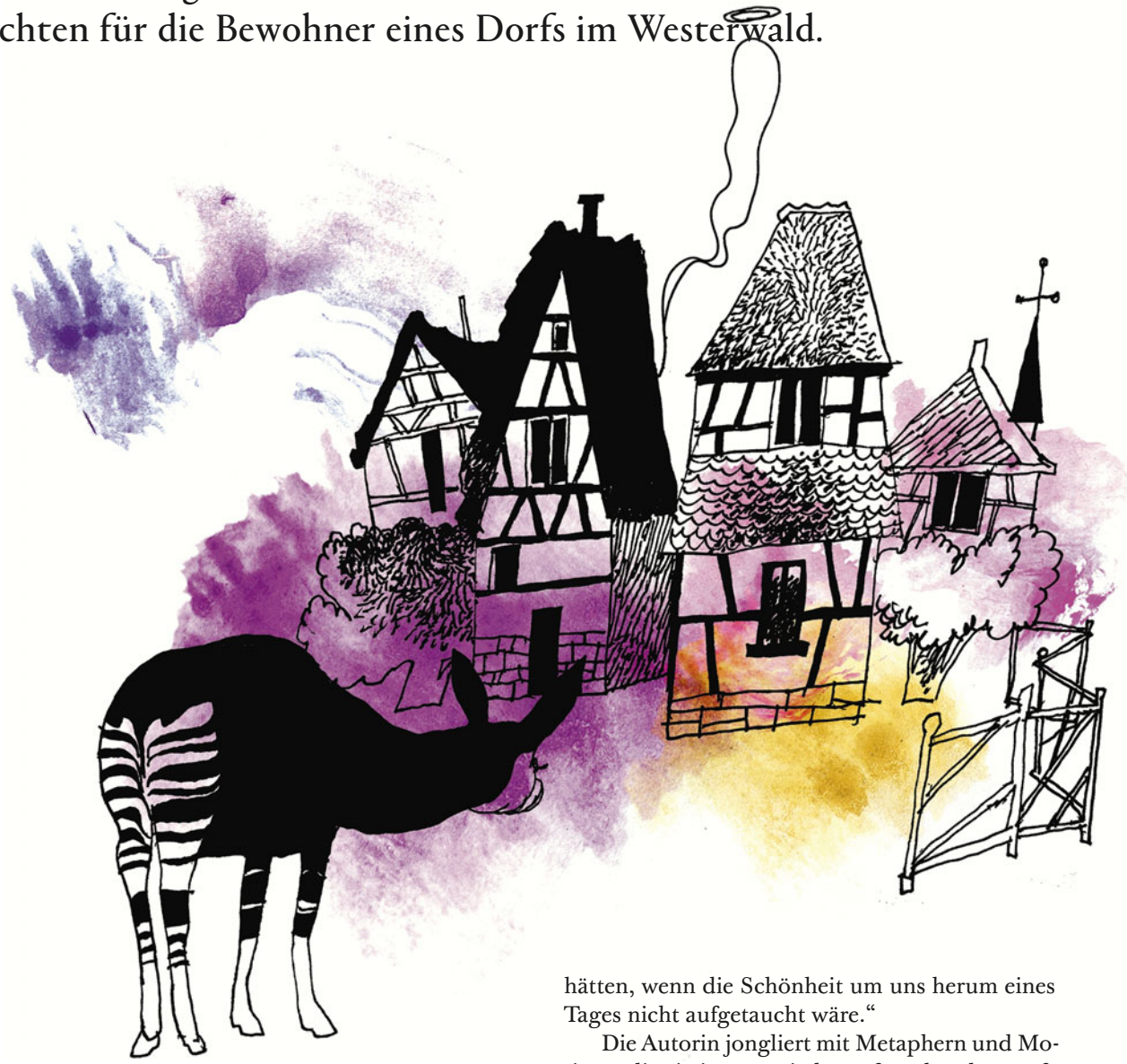
Und doch bleibt nach 480 Seiten eine Frage offen: Wie passt der moralische Rigorismus, mit dem linke Liberale die großen Debatten von AfD bis #MeToo führen, in die Gesellschaft der Singularitäten? Zeigt sich darin das paradoxe Begehren, im Sinne des Liberalismus den Unterschied aus der Welt zu bannen? Manches spricht dafür, dass sich auch in der neuen Mittelklasse gerade eine neue, alte Sehnsucht nach Allgemeinheit Bahn bricht.

Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Suhrkamp; 480 Seiten; 28 Euro.

Bullerbü für Erwachsene

Mariana Leky fragt in ihrem Erfolgsroman *Was man von hier aus sehen kann* nach den Glücksaussichten für die Bewohner eines Dorfs im Westerwald.

Von Claudia Voigt



SEIT 17 WOCHEN steht dieser Roman auf der Bestsellerliste. Zwischen Elena Ferrantes weltweit bejubelter Freundinnen-Saga und groß beworbenen internationalen Thrillern, zwischen Büchern, für die Verlage enorme Summen gezahlt haben und deren gute Platzierungen auf der Liste nur der letzte in einer Reihe genau geplanter Erfolgsschritte ist. So weit, so überraschungslos. Dass sich dazwischen ein Titel hält, mit dem niemand gerechnet hatte, freut einen klammheimlich. Es ist dieselbe Freude wie beim Sport, wenn bei einem großen Wettkampf plötzlich ein Unbekannter im Favoritenfeld auftaucht und zeigt, dass Geld und Doping nicht alles sind. Auch nicht in der Buchbranche.

Dazu passt, dass Mariana Lekys Roman *Was man von hier aus sehen kann* mit einem Zitat Hugo Girards beginnt, der viele Jahre um den Titel des „Stärksten Mannes" stritt und ihn hin und wieder auch gewann: „It's not the weight of the stone. It's the reason why you lift it" – nicht das Gewicht des Steines ist entscheidend, sondern der Grund, warum du ihn anhebst. Der Kölner DuMont-Verlag bringt seit 2001 die Bücher Mariana Lekys heraus, und die vage Aussicht, dass 16 Jahre später ein echter Bestseller dazuzählen könnte, wird nicht der Grund dafür gewesen sein. Sie haben bei DuMont auch dieses fünfte Buch von Leky mit Sorgfalt verlegt. Zwei blutrote erste und letzte Seiten rahmen die Geschichte ein, das Lesebändchen hat dieselbe Farbe. Vor allem wurde darauf verzichtet, den Titel irgendwie zu verschnörkeln. Stattdessen steht dort in ebenfalls blutroten Großbuchstaben: *Was man von hier aus sehen kann*.

Damit deutet sich schon an, dass vom eigenen Standpunkt aus nie alles erkennbar und erst recht nicht zu durchschauen ist. Zumal die Betrachtungen in diesem Roman von der deutschen Provinz aus angestellt werden – die Geschichte spielt in einem Dorf im Westerwald. Am Ausgang dieses Dorfes wohnt die traurige Marlies, und der zehnjährige Martin findet das ganz passend, weil die miese Laune von Marlies jeden, der hinterrücks ins Dorf einfallen wollte, gleich wieder in die Flucht schlagen würde. Martin ist der beste Freund von Luise, er ist auch ihr einziger Freund, denn es gibt sonst keine Kinder in dem kleinen Dorf. Luises Vater rät allen immerzu, „mehr Welt hereinzulassen", doch den Rat beherzigt niemand. Konsequenterweise begibt er sich irgendwann auf eine nicht enden wollende Weltreise. Und auch Luises Mutter, die Blumenhändlerin, ist eher abwesend: Seit Jahren beschäftigt sie sich mit der Frage, ob sie ihren Mann verlassen sollte, deshalb fühlt sich Luise vor allem zu ihrer Großmutter Selma hingezogen, die in einem windschiefen Haus auf einer Anhöhe wohnt.

Mariana Leky: *Was man von hier aus sehen kann.* DuMont; 316 Seiten; 20 Euro.

Dieses Haus ist der Mittelpunkt der Geschichte. Ständig ist hier der Optiker zu Gast, er liebt Selma, aber die Stimmen in seinem Kopf halten ihn davon ab, es ihr zu sagen. Und Martin, dessen Mutter seinen trinkenden und pöbelnden Vater Palm vor Jahren schon verlassen hat, verbringt ebenfalls so viel Zeit wie möglich in Selmas Haus. Die vier – Luise, Martin, Selma und der Optiker – bilden eine moderne Familie in einer idyllischen Welt.

Wie Mariana Leky das Dorf und deren Charaktere entwirft, erinnert stark an Bullerbü für Erwachsene: In wenigen Häusern wohnen grundgute Menschen, die sich umeinander kümmern und ausschließlich mit ihrer kleinen Gemeinschaft beschäftigt sind. Jede der Figuren ist durch eine wesentliche Eigenschaft charakterisiert. So wie die abergläubische Elsbeth, Selmas Schwägerin, die damals den Hang zum Haus hochkam – „ungewohnt krumm, so, als ginge sie entgegen einer Strömung" –, um Selma mitzuteilen, dass deren Mann Heinrich im Krieg gefallen war. Aber das liegt lang zurück. Die Handlung setzt 1983 ein, im zweiten Teil springt der Roman ins Jahr 1995, der dritte Teil spielt 2005. Luise ist die Erzählerin der Geschichte, eine nahezu allwissende Erzählerin, aus einem nicht näher bestimmten Jetzt berichtet sie von damals.

Mariana Leky hat diesen Bullerbü-Kosmos sorgfältig konstruiert, es ereignen sich drei Todesfälle, einer in jedem Teil, die der heilen Welt realistische Risse zufügen. Vor allem aber nutzt Leky ihre erzählerischen Mittel, um einen lakonischen Abstand zu dem Idyll zu schaffen. „Wir leben in einer herrlichen Symphonie aus Grün, Blau und Gold. Das sagte der Optiker manchmal. Wir lebten in einer malerischen Gegend, in einer wunderschönen, einer paradiesischen, so stand es auch in geschwungener Schrift auf den Postkarten, die der Einzelhändler auf der Ladentheke liegen hatte. Kaum jemand im Dorf aber nahm das wahr, wir übergingen und übersprangen die Schönheit, wir ließen sie rechts und links liegen, wären aber die Ersten gewesen, die sich lautstark beschwert hätten, wenn die Schönheit um uns herum eines Tages nicht aufgetaucht wäre."

Die Autorin jongliert mit Metaphern und Motiven, die sie immer wieder auftauchen lässt, oft gebrochen durch feinen, treffenden Witz, ihr Stil bekommt so etwas Spielerisches. *Was man von hier aus sehen kann* ist ein leichtes und originelles Buch, dessen Gewicht trotzdem nicht zu unterschätzen ist.

Das Reizvolle an einem Dorf liegt ja in seiner Überschaubarkeit, deshalb lässt sich die große Beliebtheit von Dorfromanen beim Lesepublikum mit dem Wunsch nach gedanklichem Eskapismus in einer überkomplexen Zeit erklären. Manche Autoren, wie zum Beispiel Juli Zeh in *Unterleuten*, machen ihren Lesern überdeutlich klar, dass auch auf dem Dorf längst nicht alles gut ist. Mariana Leky aber hat sich gegen jegliche Didaktik entschieden. Die Themen der Zeit hat sie mit handwerklicher Finesse fast unmerklich in ihre Geschichte eingewoben: Da sind die selbstsüchtigen Eltern von Luise, die in ihren mittleren Jahren noch so sehr mit sich selbst beschäftigt sind, dass kaum Aufmerksamkeit für ihre Tochter übrig bleibt; das Thema der Patchworkfamilie klingt an. Alle Figuren tragen unerfüllte Träume mit sich herum. Über der ganzen Geschichte steht die Frage, was es für die Identität eines Menschen bedeutet, wenn er von nur einem Ort geprägt ist. Es gibt zwei Gegenfiguren zu den Westerwaldbewohnern: den weltreisenden Vater von Luise, der immer eine schlechte Verbindung hat, wenn er von sonst woher anruft; und Frederick, einen buddhistischen Mönch. Er ist Luises große Liebe. Sie ist ihm in die Arme gelaufen, als sie im Wald des Dorfes nach ihrem Hund suchte. Frederick lebt eigentlich in Japan, er verbringt nur ein Schweigeseminar im Westerwald. Ist in Zeiten der fluiden Lebensentwürfe die Entscheidung für einen Ort und für einen Menschen überhaupt noch möglich? Der Erfolg von Mariana Lekys Roman zeigt, dass zumindest die Sehnsucht danach groß ist.

5 Neapel/Pisa: Die Geschichte eines neuen Namens – **Elena und Lila sind weiterhin in Hassliebe verbunden. Ehe, Betrug, ein glänzend beendetes Studium und die Frage: Kann Literatur trösten? Der zweite Teil von** *Elena Ferrantes* **Erfolgstetralogie.**

6 Friede, Freude, Karmakuchen: Martin Suter **entscheidet sich in** *Elefant* **für die Wellnessvariante eines Gentechnik-Thrillers.**

7 Vielleicht ist Sebastian Fitzek **nicht der beste Schriftsteller, aber er ist der mit dem besten Marketing: Den Psychothriller** *Das Paket* **präsentierte er mit Glitzerregen und Livemusik im Berliner Tempodrom.**

8 Gewaltlektüre: 228 Bücher hat der Brite Ken Follett **angeblich herangezogen, um für seinen neuen Historienroman zu recherchieren. Follet-Fans müssen nicht so viel lesen:** *Das Fundament der Ewigkeit* **hat schlappe 1162 Seiten.**

9 Das nennt sich wohl europäische Verständigung: Der österreichische Autor Robert Menasse **hat in seinem Roman** *Die Hauptstadt* **Europas Metropole Brüssel porträtiert und dafür den Deutschen Buchpreis bekommen.**

10 Neapel/Pisa/Florenz: Die Geschichte der getrennten Wege – **noch immer sind Elena und Lila in Hassliebe verbunden. Geld, Kinder, zu wenig Sex und die Frage: Schreiben oder Handeln? Der dritte Teil von** *Elena Ferrantes* **Erfolgstetralogie.**

Bibelschwarz

Ein traurigeres Buch ist in diesem Jahr nicht erschienen: *Die elf Gehirne der Seidenspinnerraupe,* der Lebensroman des „Tempo"-Kolumnisten *Uwe Kopf.*

Von Sebastian Hammelehle

WENN ER SCHRIEB, war er ein Held, der es mit jedem aufnahm, einer der großen Autoren von „Tempo", das zehn Jahre lang erschien, von 1986 bis 1996, das als Popillustrierte galt, aber eigentlich fast eine Literaturzeitschrift war, mit Leuten wie Maxim Biller, Christian Kracht, Marc Fischer, Helge Timmerberg – und mit ihm, Uwe Kopf. Wer Kopf in der Redaktion besuchte, erlebte einen Schlaks mit Rehaugen, kahl rasiert, Hamburger Akzent, ein bisschen nachlässig gekleidet. An der Wand ein Stehpult, darüber ein Stalin-Bild. Uwe Kopf war Stalinist, Sprachstalinist, der Textchef von „Tempo". „Wer aus Hilflosigkeit und Ideenmangel seine Texte mit Adjektiven zuballert, muss damit rechnen, dass diese Texte sehr schlank sind, nachdem ich sie bearbeitet habe, denn es ist meine Aufgabe, diesen Wortdreck wegzuräumen", hat er in einem seiner Briefe an die Autoren geschrieben. Was heißt Briefe? Eher waren es Episteln, verfasst auf einer Schreibmaschine, denn einen Computer zu benutzen, das hat Uwe Kopf über Jahre verweigert. In „Tempo" hatte er eine Kolumne, meist auf der letzten Seite. Danach konnte nicht mehr viel kommen. Uwe Kopf rechnete ab mit den Figuren der Mainstreamkultur, mit Fernsehgestalten, Medienleuten, mit Popstars und Politikern. Manchmal schrieb er auch etwas Freundliches – über seine Mutter.

Woher sie kamen, seine Wut und die Liebe zur Mutter, das wusste fast keiner, erst viel später wurde es klar, erst in diesem Jahr, im Frühjahr 2017, als sein Roman erschien: *Die elf Gehirne der Seidenspinnerraupe.* Ein autobiografisches Buch, das die Geschichte zweier Brüder erzählt, die Geschichte von Uwe Kopf und seinem jüngeren Bruder Tom, geboren 1956 und 58. „Der Stadtteil Berne verschandelte damals den Hamburger Osten, dort im Ghetto war Tom aufgewachsen unter Rockern und Kartoffelsalatdieben, Totschlägern und Stumpfsinnigen, für die's so natürlich war wie atmen, ihre Frau zu schlagen oder anders zu demütigen." Die Geschichte des Buchs erstreckt sich über dreieinhalb Jahrzehnte, sie setzt ein 1998, als Tom sich das Leben nimmt. „Nach Art der Greise" erhängt er sich mit einer Paketschnur an der Türklinke des Badezimmers. Darauf wird das Buch wieder zulaufen, doch zuerst springt die Handlung zurück, in die Sechziger- und Siebzigerjahre. 1964 war der Vater gestorben, die Mutter versteckte seinen SS-Mantel vor den Kindern. „Jeder Mann verliebte sich in sie, sogar Frank Sinatra, dachte Tom, hätte sie gewollt, so schön war Mutter, sie ähnelte der Schauspielerin Ava Gardner." Das ist die Konstellation des Buchs: zwei Jungs, der Tod und die Sexualität, verkörpert von der Mutter und deren nun häufiger wechselnden Liebhabern. Uwe Kopfs Roman spielt im Milieu zwischen Kleinbürgertum und Unterschicht, in Neubauvierteln, in Kneipen, auch mal in der Herbertstraße; Daddelautomaten, Dartscheiben, Minigolfplätze geben das Dekor ab für eine Welt, deren Kultur geprägt ist von dänischen Pornos, Horrorfilmen auf VHS-Kassette, dem „Erbe der Guldenburgs" im ZDF. Und von sehr viel Bier, mal Astra, mal Holsten, mal Jever. „Die elf Gehirne der Seidenspinnerraupe" ist als Satz Inbegriff einer Kneipenphilosophie, einer Mischung aus Welterkenntnis und Halbwissen, lässt sich mit ihm im Voll- oder Dreiviertelrausch doch fast alles erklären, von den Gesetzen des Lebens bis hin zu den angeblichen Geheimtechniken der Homosexuellen.

Abiturient Uwe Kopf (M.), Mitschüler 1977

Die elf Gehirne der Seidenspinnerraupe ist kein nostalgisches Buch, es ist schwer erträglich, nicht nur seines ausufernden Sozialrealismus wegen, sondern wegen der Schwärze seiner Geschichte. Tom und Uwe Kopf, der im Buch Sören heißt, nach dem Philosophen Sören Kierkegaard, treffen in einer Szene des Buchs den irischen Rockgitarristen Rory Gallagher für ein Interview. Zu dritt trinken sie zwei Flaschen Whisky, und immer wieder fällt das Wort „bibleblack", Gallaghers Lieblingswort. Bibelschwarz ist auch Uwe Kopfs Lebensroman. Wie viele gute Schreiber hat Kopf Superlative verachtet, doch ist in diesem Jahr eine traurigere Geschichte erschienen als diese, die allertraurigste Geschichte?

Es ist eine Geschichte, in der die Angst einen Namen trägt, sie heißt Hans. Als das Ungeheuer Hans geistert diese Angst durch das Buch, in kürzesten Szenen, als gelte es, diese Angst sofort wieder zu verdrängen. Erst am Ende des Buchs, als Uwe Kopf noch einmal vom Tod seines Bruders erzählt, wird klar, was passiert ist, was das Ungeheuer Hans ihm und seinem Bruder angetan hat. Hans war einer der Liebhaber der Mutter, gewalttätig, er hat ihr den Arm gebrochen, die Söhne hat er regelmäßig und über Jahre missbraucht. Die Mutter konnte nicht darüber reden. „Och, ihr tüdelt aber. Hans mochte Kinder", lässt Uwe Kopf sie in seinem Roman sagen. Sie hat die Vorwürfe ihrer Söhne abgetan, als die Jungs endlich, Jahre später, darüber sprechen wollten. Irgendwann war Hans von der Polizei abgeholt worden; verschwunden aus dem Leben der Mutter, aber nicht aus dem Kopf der Söhne. Sein Bruder, so glaubte Uwe Kopf, sei an der Angst gestorben.

Er selbst fürchtete schon als Kind, dass er sterben müsse, ein Arzt hatte im Irrtum einen Gehirntumor diagnostiziert. Der Tod hat ihn nie wieder verlassen. Er hat sich eingerichtet mit dieser Angst, hat sie in Schach gehalten, indem er sich die Menschen vom Leib hielt, sich in Räume zurückzog, in denen er sich sicher fühlte, erst in sein Textchefzimmer, später in seine Wohnung; per Fax oder Mail kommunizierte, vor allem, um nach dem Ende von „Tempo" diejenigen Redakteure anderer Blätter zu beschimpfen, die es nun gewagt hatten, seine Texte umzuschreiben. Auch so sah sie aus, die Wut des Uwe Kopf. Er galt als schwieriger Mitarbeiter, sein Ruhm verblasste. Zuletzt hatte er eine kleine Kolumne in der Berliner „B.Z.". Die wenigen aber, die ihn in den vergangenen Jahren noch getroffen haben, erinnern sich an einen großzügigen Menschen, an einen Mann voller Humor. Seine Mutter war noch immer sein Thema. Er hat sie fast täglich besucht, für sie eingekauft; manchmal hat er auf Facebook über sie gescherzt.

Doch als Kopf an Weihnachten 2016 ins Krankenhaus kam, wollte er seine Mutter nicht mehr sehen. Am 9. Januar ist er gestorben. Bibelschwarz, dieses Ende. So war das Leben des Uwe Kopf.

Uwe Kopf: *Die elf Gehirne der Seidenspinnerraupe.* Hoffmann und Campe; 320 Seiten; 22 Euro.

Foto: Privat (S. 4); Lesja Chernish / 2Agenten für LITERATUR SPIEGEL (S. 5)